

# Lieb Vaterland

Roman von Rudolf Straß.

(23. Fortsetzung.)

Karl Hedderfen hatte beunruhigt zu seiner Frau hinübergefahren, die wachend der letzten Sätze mit zusammengepreßten Lippen vor sich hinarrte. In der Hand hielt sie das dunkle Haupt und fragte, mitten in das Geklapper der Füße hinein auf das Gesicht und ganz mit norddeutscher Herzlichkeit und Kühnheit, die sie sonst längst nicht mehr an sich hatte:

„Sagen Sie mal: daß ich 'ne Deutsche bin — das haben Sie wohl ganz vergessen?“

„Monseigneur Weinbauer war so verblüfft, daß er plötzlich auch sehr gut auf deutsch antworten konnte: „Sie waren es, Madame... Sie sind es nicht mehr!“

„Fühlen Sie sich nicht als Franzose?“

„Ganz und gar!“

„Und sind es geblieben, obwohl Ihre Heimat deutsch wurde?“

„Da gerade!“

„Nun gut! Warum werfen Sie dann mit den umgekehrten Fall vor?“

„Es war still an der ganzen langen Tafel geworden. Der alte Portier fand nicht gleich eine Antwort. Endlich meinte er: „Sie haben uns diese Gefühle bisher noch nie gezeigt, Madame!“

„Madame Hedderfen richtete sich fast auf.“

„... weil man meine Gefühle noch nie so plump und tollkühn verletzt hat! Das war Ihnen vorbehalten, Herr Weinbauer!“

„Über, Madame...“

„Ich wünsche die Nichtbeachtung nicht, die darin liegt! Ich bin keine quantitate negligable...“

„Margot...“ Karl Hedderfen flüsterete ihr entsetzt über den Tisch zu: „Sei doch still!“

„Und ich verbitte mir, daß Sie hier an meiner eigenen Tafel den Respekt gegen mein Vaterland prädisieren! Ich bin die Tochter eines preussischen Generals!“

„Wütlich warf sie das Haupt in den Nacken. Sie lächelte die leuchtendste, doch zu Teufferschen Geistes, aus ihren großen dunklen Augen.“

„Über, Madame...“

„Wir sind bereit!... Sie kommen bald mit blutigen Köpfen zurück! Wir haben Euch alle! Samt den Kuffen! Wir haben liebung darin! Wir haben die ganze Welt!“

„Margot!“ schrie ihr Mann wütend. Ein Teil der Gäste war aufgesprungen. Andere, die nicht Deutsch konnten und den Grund des Aufwands nicht begriffen, schauten fragend um sich. Flammen des Hasses loderten auf, spiegelten sich in den verzerrten Zügen, flammten eines müden, tieferen, hoffens gegen alles, was deutsch war, Deutsch sprach, Deutsch lebte. Längs der Wand standen die Laternen mit unbewegten Gesichtern. Alphonse Hedderfens wies, heller Bariton durchdrang das Stimmengewirr. Er sprach französisch, mit dem verständlichen Lächeln des Weltmannes:

„Mesdames... Messieurs... wir sind allzumal Sünder... ich ganz besonders... Sie brauchen nicht noch zu zukümmern zu niden, Cousine Madge... ich weiß es selber am besten... Und da wir Sünder sind, haben wir eine große Unterlassungssünde gut zu machen... Parbon, Schwager Coufance... Du hastest das Wort... jetzt rede ich... also: mein lieber Charles — mein lieber Sohn: Eure guten Eltern sind nicht mehr. Wir haben sie schon vor Jahren in Zeltaterioslaw zur Ruhe getragen. Sie können sich nicht mehr an ihrem Entschlafenen freuen. Aber Großeltern hat der Junge doch. Die Eltern seiner lieben Mutter. Sie sind nicht hier. Sie leben — halte doch einer Gustave fest, während ich das Wort ausbreite! — Sie leben in Berlin!... Aber sie sind genötigt jetzt im Geiste ihrer bei uns, und so wollen wir mit allem schuldigen Respekt auch ihrer gedenken! Er erhob seine Stimme. „Seine Excellenz, der General von Teuffern und Madame von Teuffern — Sie leben hoch!“

Er lachte dabei und flitz gleich mit dem Nächststen an. Das waren alles höfliche Leute, froh, einleuten zu können. Die Gläser klangen. Der Bann war gebrochen. Nur Gustave Weinbauer stand verblüfft zur Seite. Er trant nicht auf die Gesundheit eines Teuffern — er nicht! Aber man achtete nicht mehr auf ihn. Man hatte dem Wohlwollen, und Karl Hedderfen flüsterete, lodernd blaß und erzert, seiner Frau zu:

„Gott sei Dank! Alphonse hat die Situation geteilt!“

„Sie war dem dunklen, spitzbärtigen Vetter wirklich dankbar und freundlich gesinnt, während ihre Champagnergläser die seine berstete. Sie hatte ihn seit jenem Weihnachtsabend nicht mehr gesehen. Er tauchte immer nur in Geländen wie ein Kommet am Hedderfenschen Familienfest auf und verschwand wieder in der

Richtung nach Monte Carlo. Er hatte wieder seine weichen, ironischen Augen. Er blinzelte ihr über das Glas hin verständnisvoll zu, als sei er allein hier im Saal mit ihrem Ursprung, ihren Lieben, ihrem Heim vertraut. Er hatte so nett von dem Eltern gesprochen. Sie war ganz gerührt und konnte sich doch Papa und Alphonse Hedderfen beim besten Willen nicht nebeneinander denken. Sie mußte, was der alte Herr nach ganz kurzer Zeit in seiner stillen, milden Art mit seinem Lieblingswort von ihm gesagt hätte: „Kind... ein Viederrant... laß ihn laufen...“

„Man hatte sich wieder gefehlt. Die Aufregung hatte sich allmählich gelegt. Man speiste weiter. Nur Gustave Weinbauers Stuhl blieb leer. Der Portier war während verschwinden. Auf Margarete lastete während des Restes der Tafel ein seltsames, drückendes Gefühl, eine Verdüsterung... als habe sie etwas zu bereuen — als sei sie etwas schuldig geblieben. Sie hatte doch niemandem verraten. Am wenigsten die Eltern. Sonderbar: Eigentlich hatte der alte Teuffers vorher genau dasselbe gesagt wie der preussische General: Wenn es zum Krieg kam, marschierte der kleine Charles-Edmond mit gegen die deutschen Bismarcken, sei es als Krieger vor Osn, sei es als Welscher von Weiden! Und schließlich durchzählte sie ein Schreden: Weich Du, wenn Du verraten hast!... Dein Kind!“

„Endlich war es vorüber. Die Gäste gingen. Das letzte Automobil wurde draußen angeludert und schob knatternd in die beginnende Dämmerung hinaus. Die beiden Gatten standen einander gegenüber, er blaß und gerührt, sie nachträglich wieder erzert. Sie trat auf ihn zu.

„Mirlich reizend, vorhin...“ sagte sie in mühsam unterdrücktem Zorn. „Wenn Du Dich schon danach sehnst, mit Leib und Seele Franzose zu werden, dann gewöhne Dir auch wenigstens die französische Ritterlichkeit an — auch gegen die eigene Frau! Statt doch Du mich unter meinem eigenen Dach zu beschimpfen läßt! Wahnsinnig: man mag über Alphonse sonst denken, was man will — aber er hat im kleinen Finger mehr Takt und Feingefühl als Ihr alle zusammen!“

Karl Hedderfen hatte kaum zugehört. Er nahm mit sorgvoller Miene ein paar Deckchen aus der Pradatsche. Sie beobachtete es gereizt.

„Sei so gut, Charles, und lasse noch einen Augenblick Deine Kurze, wenn ich mit Dir rede!“

Er räusperte sich.

„Es sind keine Geschäftsnachrichten, Margot! Sie betreffen Dich! Ich muß es Dir jetzt eröffnen: Dein guter Vater ist nicht ganz wohl!“

„Was...“

„Deswegen hat er Dir schon nicht selbst geschrieben, sondern Deinem Bruder diktirt. Seitdem hat es sich leider verschlimmert!“

Sie schrie auf:

„Und das sagst Du mir erst jetzt?“

„Auf sein eigenes Geheiß, Margot! Er hat mir telegraphisch das Ehrenwort ausgesetzt, es Dir erst nach Beendigung der Touffestlichkeit mitzutheilen! Du kennst ihn doch besser als ich! Er will ja nie fördern... nie zur Luft fallen... auch nur ansiehend.“

Karl: „Das ist Papa ganz ähnlich. Sie drückte bleich und erschütterter die Hände ineinander, um ihre Angst niederkämpfen. Ihr Mann fuhr stehend fort:

„Gerade vor Tisch ist das letzte Telegramm gekommen. Man bittet Dich nach Berlin. Am besten ist es, Du nimmst den Abendzug in zwei Stunden.“

Sie antwortete nicht. Sie eilte mit zusammengefahrenen Zügen in ihre Gemächer. Sie klingelte der Kammerjungfer und half ihr selbst beim Packen. Atemlos! Wohllos! Wie es kam. Dann stand sie reisefertig vor der Wiege ihres Kindes. Dort drüben, in nächster Ferne, ahnten, fürchteten ihre umflorten Augen eine Wahre. Anfang und Ende des Seins — der Herr der das Dasein gegeben — der hier, dem sie es geschenkt — sie in der Mitte zwischen Leben und Tod...“

13.

„Jesus meine Zuversicht!“ — Von der Empore der Berliner Invasionsstraße klang der Sägender, die Orgel brauste, unten im Schiff saßen dicht gedrängt, Kopf an Kopf, die Uniformen. Vorne die alten Generale, die Waffengefährten des nun entschlagenen Herrn von Teuffern — strenge, gefurchte Gesichter, auf manchem ein Sinnen; Mann fährt auch Du zur großen Arme? Hinter ihnen die Abordnungen der Truppenteile, die Verwandten und Freunde des Hauses, die Regimentskameraden der Söhne, dozwigeln, in das Bunt eingetreut, die schwarzen Trakterflore der Offizierskammern.

Vorn vor dem Altar stand der Sorg, Boll Blumen und Kränze. Ueber den weißen Handbüschen lag der Degen. Der Geistliche füllte mit kräftiger Stimme die Kirche. Er sprach von den Teuffern, die seit Jahrhunderten immer bereit gewesen, wenn die Hohenrollen tiefen, und es ging wie ein Wehen durch die zu beiden Seiten niederhängenden, verformten und vergilbten preussischen Ruhmeszeichen, wie ein fernes Echo: Fredericus Rex, unser König und Held —

Wir schlagen den Teufel für Dich aus dem Feld! —

Ein der Generale hob den schlohweißen Kopf und musterte eine Etunde die Familie in der Loge links — die Witwe, die Kinder, die Schwiegermutter und Schwiegereltern. Vorn, neben ihrer Mutter saß Margarete, das Tuch vor den Augen... Es war ihr wie ein Traum... Die Rede durch die Nacht hierher... das Sterbelied... der Vater hatte sie noch erkannt... sie angelächelt... mit seiner Hand die ihr noch etwas sagen wollte — gerade ihr vor allem — es lag wie eine Angst auf seinen eingefallenen, gelben Augen — es blieb unausgesprochen... Er nahm es mit sich hinüber.

Hinüber... Papa war immer da gewesen... man mußte überall seine Nähe und Hilfe. Seine stille Art wirkte in einen nach, auch wenn man getrennt von ihm war. Selbst in Paris. Margarete merkte jetzt erst, wie sie dort immer noch als Gezwungenheit zu ihrem Hedderfenschen Leben den Rückhalt in der Heimat gefühlt hatte. Sie spürte, wie das hier Geist von ihrem Geiste war. Und wie ein Wiederhall der Erkenntnis schloß oben die Stimme des Predigers: „Bei Gott treu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben! Und Degen und Helm auf dem Sarze sprechen: „Hier ruht erfüllte Pflicht!“

Und auf den tiefsten Gefühlsgründen aller alten und jungen Offiziere lag ein Abglanz dieses „Ja“.

Der Sorg hob sich. Es war ein Trauerzug über die Straße in den Invalidentempel hin, auf dem schon so viele preussische Krieger ruhten. Die Leute auf dem Bürgersteig blicben schen. Viele lästeten den Hut. Ueber das letzte Sommerlaub an den Bäumen. Noch langen die Vögel. Fern dröhnte Berlin. Der Weisliche breitete die Hände aus... All die jantelnden Helme jantel nieder... mit bloßen Köpfen fanden die Generale, die Leutnants... Vater unser, der Du bist im Himmel... Dumppes Schloßgatter auf dem Sarz... ein Handgedruck nach dem andern neben dem offenen Grab. Margarete stand allein. Ihr Mann, der sie nach Berlin begleitet, hatte dringender Geschäfte wegen noch vor der Befehlsung heimreisen müssen. Sie hörte, wie einer der alten Herren halblaut, mit verbissenen Tränen, zu dem andern sagte:

„Ja hab' ihm damals noch die Hassen aus der Hand genommen, bei Affen, wie ihm die Kugel durch die Hand ging...“

„Ja hab' er nämlich in der Zeitung gelesen“, sagte er zu Walbert. „Da bin ich von Übersalbe herüber. Ja vor mit dem Herrn Hauptmann bei Mars-la-Tour!“

(Fortsetzung folgt.)

— Druckfehler. (Aus einer Gerichtsverhandlung.) „Niemand kann mir Nachlässigkeit in meiner Geschäftsführung vorwerfen; insbesondere habe ich meinen Weinhandel niemals als Nebenbeschäftigung angesehen!“

— Die Sonntagsreiter. Sattler: „Ihr Sattlerjung ist aber leicht reparaturbedürftig.“ Pferdebesitzer: „Das wird eben wenig abgenutzt, da meine Kunden meist nur kurze Zeit im Sattel sitzen.“

— Das genügt. Anwalt: „Nannte er Sie ausdrücklich einen Sünder?“ Klient: „Weiterpropheet hat er gesagt — das genügt vollständig!“

— Aus einem Skopostage-Roman. Vergebens verfuhrte sich die verlobte Prinzessin bei ihrem Vater wieder „anspruchslos.“

— Der Krazler. Sagen Sie: gibt es denn auf dem Vaterland wenigstens 'ne schöne Aussicht?“

„Aussicht? Vor so wat hat 'n anständiger Sportsmann überhaupt keine Zeit!“

— Drei Spareinnene. Vänerin (die frisch gewonnene Milch mit drei kräftigen Wasserstrahlen taufend): „Dös is für'n Franzel beim Militär! Dös is für die Zentri ihre Aussteuer, und dös is für mein'n feindlichen Kirchweihleib!“

— Im Hopfenkranz. „Das Restaurant „Zum Hopfenkranz“ ist recht stillob eingericht.“

„Ja, selbst die weibliche Bedienung ist stillgerichtet.“

„Wie?“

„Na — lauter Hopfenkranz!“

— Unferne Domestiken. Frau: „Das muß ich Ihnen gleich sagen, abends esse ich und mein Mann nur kalt!“

Köchin: „Das kann mich ja nicht genieren, ich kann mir ja was Warmes machen!“

—

—

—

—

—

—

—

—

—

Meine Mutter mochte eine gute Strecke weit hinter der märkischen Sandstadt, in der ich zur Schule ging. Unser Gäuschen lag ganz einfach in einer der üblichen Gavelandshäusern: Kiefern rechts und links, auf dem Weg ein tiefer Sand, so dünn und weiß, als ob der Müller ihn aus dem Mehlhauf verloren, zum Fluß hinab leuchtete Weiden und zwickendurch runder-volle Geißelzweige mit tiefen Ähnlern, in denen man nicht gehen werden konnte und selbst nichts anderes sah, als etwa einen nidenden Erbsenstengel, eine trübende Biene und den Himmel darüber. In einer dieser Ähnlern lag ich eines Nachmittags zur selbigen Zeit der großen Ferien als Zwölfjähriger und schlief.

Mit einem Male wurde ich durch seltsame Töne geweckt, die ich in dieser seltsamen Verhölltheit durchaus nicht gewöhnt war. Naata, Naata! dünn und hart, als ob ein Kinder-trommel geschlagen würde, scholl es zu mir herüber. Dazwischen schrie ein heiserer Vogelgeschrei, ein Geräusch wie von heftig bewegten Ähnlern wurde vernommen, und gleich darauf rief eine helle Mädchenstimme: „Hui, Hans!“

Leise drehte ich mich auf den Bauch und schob mich höher hinauf, bis ich über den Rand einer Mulde hinwegsehen konnte.

Da sah ich wenige Schritte vor mir ein großes, ungefähr dreizehn-jähriges, schwarzhaariges Mädchen stehen in ausgezogenem, weißem Kleidchen, mit nackten Beinen, die Füße aber in zierlichen, wenn auch ungeheueren Tanzschuhen. Kurz vor ihr lag ein kleiner, fränkischer Junge im Heidekraut, und zwischen beiden lag ein feiner Haub, der eine Krommel schlug, die ihm um den Hals hing, während eine Straße mit gepreßten Flügeln und tüchtig zudröhendem Hals nach seinem Krommelstiel tanzte.

Wie eine Feder schellte ich in die Höhe und sprang mit einem Satz aus meiner Vertiefung heraus. Aber da machte der Haub, durch mein plötzliches Erscheinen erschreckt, einen noch gewaltigeren Satz, schlug mich zurückgelehntem Köpfen einen Hals, schob stolob über die Krommel, die ihm zu tief am Leib herabhäng, und war dann im Nu verschwunden. Schnellich krätschend stolperte die Straße hinter ihm her.

Das Mädchen drehte sich auf der linken Seite wie im Kreis zu mir herum. „Konntest du nicht vorsichtiger kommen, du dumme Junge!“

Aber dann achte wieder sie noch der Anabe weiter auf mich. Laut lodend: „Mürks, Mürks! Komm, mein braver Mürks! Komm Hans!“

Schritten sie den Flüchtlingen nach. Die Straße kam auch bald wieder zum Vorschein, der Haub aber ließ sich hoden, bis er endlich dicht vor den Füßen seiner Herrin aus dem Heidekraut fest und braun aufstande und sich selbst mit kurzem Krommelstiel zur Stelle meldete.

Als Mensch und Tier wieder auf dem alten Platz vereint waren, wagte ich es, eine Unterhaltung zu beginnen, in deren Verlauf ich mich über die Personalien meiner seltsamen Heidebesucher unterrichtete.

Diese waren: Mürks, der Haub, Hans, die Krähe, und Rosa und Benjamin, Kinder des hadäo-perischen Magiers und Geistesfürsten Abdul-ben-Schah, genannt die Verwunderung der Welt.

Bei diesem flammenden Titel schlug Mürks freiwillig General-märks, Hans Krähche, und ich besam beinahe die Maulspere.

Meine Mutter war von meiner neuen Freundschaft durchaus nicht so entzückt wie ich.

Das werden die Kinder des Schandenbesizers sein, der seit gestern in der Stadt ist, erwiderte sie auf meinen phantastischen Bericht sehr misern. „Gaulerfunder! Aber meinethwegen, wenn du sie schon mal eingeladen hast, so mögen sie ruhig kommen. Himberden haben wir ja genug im Garten!“

Am andern Tag führte ich Benjamin und Rosa zu ihr. Belleidete waren beide wie bei unserer ersten Begegnung, ein bisschen dürftig und ausgewaschen, aber Rosa hatte zu meiner Genugtuung wenigstens Strümpfe an. Bei der Begrüßung rief ihr meine Mutter das Gesicht schneidend in die Höhe.

„Höchstens, Mädchen! Du bist ja eine kleine Schönheit!“ sagte sie freundlich.

Ich strahlte vor Stolz, als ob das Lob mir gezogeln hätte. Und wohl zum erstenmal sah ich ein Mädchen auf seine Schönheit hin an. Ihr Köpfchen war klein und leicht gebräunt, die Nase stand ihr schmal und tief im Gesicht, und ihr Mund war tiefrot. Am längsten aber weckte mein Auge schon damals auf ihrem schlanken, zarten, wunderfeinen Hals.

Dann sprangen wir in der Garten, tranten Kaffee, pfändeten Himbeeren und waren so harmlos unvernünftig vergnügt, wie es eben nur Kinder sein können.

Während der wenigen Nachmittagsstunden, in denen sie nicht von Abdul-ben-Schah, ihrem geisterrücklichen Vater, gebraucht wurden, waren die beiden nun täglich bei mir. Von vornherein konnte aber kein Zweifel daran sein, daß mich Rosa weitaus mehr anzog als der schwächliche Benjamin. Als echter Junge hatte ich die üblichen Mädel meiner Bekanntschaft immer als Wesen angesehen, mit denen nichts Rechtes anzufangen wäre. Bei Rosa jedoch, die mir als Bredde wie aus einer fremden Welt entgegengetreten war, berührte mich das Andersgeartete als etwas Neues, Beunruhigendes und doch Verlockendes.

Ich empfand ein lebhaftes Bedürfnis, sie zu beschütigen und mir mit ihr zu schaffen zu machen. Da mir aber alle Formen der Galanterie fremd waren, verkleidete ich dieses Verlangen in die üblichen Sinanarten: ich knuffte sie, zog sie am Joppe und war selig, wenn ich sie bei einer Stagnalerei auf die Erde schmeißen konnte. Leider gelang mir das letzte nur allzu selten. Sie war unendlich geschickter und geschmeidiger als ich.

„Ich turne ja schon längst auf der Bühne!“ sagte sie lachend, als ich mich wieder einmal über ihre seltsamen Kletter- und Springkünste erbot hatte.

Auf der Bühne Großer Gott, ich hätte alle Schätze Brandenburgs hingegoben, wenn ich nur einmal einer Vorstellung hätte beizuwohnen dürfen! Aber in dieser Hinsicht sehen meine Mutter unerbittlich.

„Du bist fortwie so ein kleiner Phantast und hast gerade genug Haupen im Kopf. Lieberdies dauert es zu lange. Es würde elf Uhr werden, ehe du in dein Bett kämst, und das ist zu spät für dich!“

Damit lehnte sie meine täglich erneuten hümmigen Bitten tagtäglich ab, und alles Schmeicheln und Schmolzen war vergebens.

Es waren annähernd vierzehn Tage vergangen, als Rosa eines Nachmittags mit zierlichem Knick an meine Mutter herantrat und ihr in einem Briefumschlag zwei Eintrittskarten zur letzten, allezeitigen großen Galavorstellung überreichte.

„Vater bedankt sich sehr, daß gnädige Frau uns so gut aufgenommen haben, und läßt schon bitten, uns mit Otto doch wenigstens am letzten Abend die Ehre zu geben“, sagte sie artig. „Es sind auch die besten Plätze.“

„Ja, ja, wohl, daß diese Freikarten meiner Mutter durchaus keine Freude machten. Diesmal konnte sie unsere vereinigten Bitten aber nicht widerlehen. So sagte sie dem zu, und abends gegen halb acht standen wir richtig auf dem Schloßmarkt vor dem kleinen Landstadt vor dem mit schreienden Plakaten überladenen Zelt Abdul-ben-Schahs.“

Stich an der Kaiser begrüßte uns Rosa. Sie trug einen langen Ledermantel und war hochfürstlich wie eine Dame, so daß ich mit schener Verwunderung zu ihr aufschah. Als sie sich von meiner Mutter ab und mir zuwendete, glitt der nur lose zusammengeklammerte Mantel auseinander, und ein rotfarbiges Tüchlein wurde als ihre einzige Bekleidung sichtbar. Ich hatte noch nie ein Mädchen in einem ähnlichen Kostüm gesehen und wurde ganz verwirrt.

„Gefallt dir?“ fragte sie lächelnd.

Aber dann sah sie wohl, daß ich mehr erstaunt als entzückt war.

„Nur mal auf, wie hübsch ich angezogen bin, wenn ich enthauptet werde.“ flüsterete sie mir zu.

Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken. „Wenn du enthauptet wirst!“ fragte ich angstvoll.

Aber da schoben mich schon nachdrängende von ihr fort, und an der Hand meiner Mutter betrat ich das für meine damaligen Verhältnisse feinsten erleuchtete Zaubertheater.

In dessen Vorderwelt meine kindliche Phantasie sofort mit Haut und Haaren verlor.

Ein Musikautomat setzte mit einer rauschenden Duvertüre ein, der Vorchang glitt empor, und Abdul-ben-Schah, der hadäo-perische Magier, stand weißbärtig und würdevoll vor uns. Er trug eine spitze mit altherhand Hieroglyphen besetzte Mütze, ein lang herabwallendes Priestergewand und führte, leise Beschwörungen singend, einen Zaubersab aus poliertem Ebenholz durch die Luft.

Im Ruck lösten die Lampen, der Zuschauerraum verdunkelte sich, und durch das rote Licht, das die Bühne in mystische Dämmerung tauchte, flogen bläulich funkelnde Feuerbälle.

Abdul-ben-Schah jonglierte.

Mit seinem wallenden weißen Bart und in der geheimnisvollen Gewandung, von den farbigen Gelen umkreist, erschien er meiner glühenden Phantasie wie Gott-Vater der Planeten aus seinen Säulen rollen läßt und ihnen immer aus neue Wahn und Ziel weist, aber dann ersah eine Kugel nach der an-

Erste Liebe.  
Von R. N.

Meine Mutter mochte eine gute Strecke weit hinter der märkischen Sandstadt, in der ich zur Schule ging. Unser Gäuschen lag ganz einfach in einer der üblichen Gavelandshäusern: Kiefern rechts und links, auf dem Weg ein tiefer Sand, so dünn und weiß, als ob der Müller ihn aus dem Mehlhauf verloren, zum Fluß hinab leuchtete Weiden und zwickendurch runder-volle Geißelzweige mit tiefen Ähnlern, in denen man nicht gehen werden konnte und selbst nichts anderes sah, als etwa einen nidenden Erbsenstengel, eine trübende Biene und den Himmel darüber. In einer dieser Ähnlern lag ich eines Nachmittags zur selbigen Zeit der großen Ferien als Zwölfjähriger und schlief.

Mit einem Male wurde ich durch seltsame Töne geweckt, die ich in dieser seltsamen Verhölltheit durchaus nicht gewöhnt war. Naata, Naata! dünn und hart, als ob ein Kinder-trommel geschlagen würde, scholl es zu mir herüber. Dazwischen schrie ein heiserer Vogelgeschrei, ein Geräusch wie von heftig bewegten Ähnlern wurde vernommen, und gleich darauf rief eine helle Mädchenstimme: „Hui, Hans!“

Leise drehte ich mich auf den Bauch und schob mich höher hinauf, bis ich über den Rand einer Mulde hinwegsehen konnte.

Da sah ich wenige Schritte vor mir ein großes, ungefähr dreizehn-jähriges, schwarzhaariges Mädchen stehen in ausgezogenem, weißem Kleidchen, mit nackten Beinen, die Füße aber in zierlichen, wenn auch ungeheueren Tanzschuhen. Kurz vor ihr lag ein kleiner, fränkischer Junge im Heidekraut, und zwischen beiden lag ein feiner Haub, der eine Krommel schlug, die ihm um den Hals hing, während eine Straße mit gepreßten Flügeln und tüchtig zudröhendem Hals nach seinem Krommelstiel tanzte.

Wie eine Feder schellte ich in die Höhe und sprang mit einem Satz aus meiner Vertiefung heraus. Aber da machte der Haub, durch mein plötzliches Erscheinen erschreckt, einen noch gewaltigeren Satz, schlug mich zurückgelehntem Köpfen einen Hals, schob stolob über die Krommel, die ihm zu tief am Leib herabhäng, und war dann im Nu verschwunden. Schnellich krätschend stolperte die Straße hinter ihm her.

Das Mädchen drehte sich auf der linken Seite wie im Kreis zu mir herum. „Konntest du nicht vorsichtiger kommen, du dumme Junge!“

Aber dann achte wieder sie noch der Anabe weiter auf mich. Laut lodend: „Mürks, Mürks! Komm, mein braver Mürks! Komm Hans!“

Schritten sie den Flüchtlingen nach. Die Straße kam auch bald wieder zum Vorschein, der Haub aber ließ sich hoden, bis er endlich dicht vor den Füßen seiner Herrin aus dem Heidekraut fest und braun aufstande und sich selbst mit kurzem Krommelstiel zur Stelle meldete.

Als Mensch und Tier wieder auf dem alten Platz vereint waren, wagte ich es, eine Unterhaltung zu beginnen, in deren Verlauf ich mich über die Personalien meiner seltsamen Heidebesucher unterrichtete.

Diese waren: Mürks, der Haub, Hans, die Krähe, und Rosa und Benjamin, Kinder des hadäo-perischen Magiers und Geistesfürsten Abdul-ben-Schah, genannt die Verwunderung der Welt.

Bei diesem flammenden Titel schlug Mürks freiwillig General-märks, Hans Krähche, und ich besam beinahe die Maulspere.

Meine Mutter war von meiner neuen Freundschaft durchaus nicht so entzückt wie ich.

Das werden die Kinder des Schandenbesizers sein, der seit gestern in der Stadt ist, erwiderte sie auf meinen phantastischen Bericht sehr misern. „Gaulerfunder! Aber meinethwegen, wenn du sie schon mal eingeladen hast, so mögen sie ruhig kommen. Himberden haben wir ja genug im Garten!“

Am andern Tag führte ich Benjamin und Rosa zu ihr. Belleidete waren beide wie bei unserer ersten Begegnung, ein bisschen dürftig und ausgewaschen, aber Rosa hatte zu meiner Genugtuung wenigstens Strümpfe an. Bei der Begrüßung rief ihr meine Mutter das Gesicht schneidend in die Höhe.

„Höchstens, Mädchen! Du bist ja eine kleine Schönheit!“ sagte sie freundlich.

Ich strahlte vor Stolz, als ob das Lob mir gezogeln hätte. Und wohl zum erstenmal sah ich ein Mädchen auf seine Schönheit hin an. Ihr Köpfchen war klein und leicht gebräunt, die Nase stand ihr schmal und tief im Gesicht, und ihr Mund war tiefrot. Am längsten aber weckte mein Auge schon damals auf ihrem schlanken, zarten, wunderfeinen Hals.

Dann sprangen wir in der Garten, tranten Kaffee, pfändeten Himbeeren und waren so harmlos unvernünftig vergnügt, wie es eben nur Kinder sein können.

Während der wenigen Nachmittagsstunden, in denen sie nicht von Abdul-ben-Schah, ihrem geisterrücklichen Vater, gebraucht wurden, waren die beiden nun täglich bei mir. Von vornherein konnte aber kein Zweifel daran sein, daß mich Rosa weitaus mehr anzog als der schwächliche Benjamin. Als echter Junge hatte ich die üblichen Mädel meiner Bekanntschaft immer als Wesen angesehen, mit denen nichts Rechtes anzufangen wäre. Bei Rosa jedoch, die mir als Bredde wie aus einer fremden Welt entgegengetreten war, berührte mich das Andersgeartete als etwas Neues, Beunruhigendes und doch Verlockendes.

Ich empfand ein lebhaftes Bedürfnis, sie zu beschütigen und mir mit ihr zu schaffen zu machen. Da mir aber alle Formen der Galanterie fremd waren, verkleidete ich dieses Verlangen in die üblichen Sinanarten: ich knuffte sie, zog sie am Joppe und war selig, wenn ich sie bei einer Stagnalerei auf die Erde schmeißen konnte. Leider gelang mir das letzte nur allzu selten. Sie war unendlich geschickter und geschmeidiger als ich.

„Ich turne ja schon längst auf der Bühne!“ sagte sie lachend, als ich mich wieder einmal über ihre seltsamen Kletter- und Springkünste erbot hatte.

Auf der Bühne Großer Gott, ich hätte alle Schätze Brandenburgs hingegoben, wenn ich nur einmal einer Vorstellung hätte beizuwohnen dürfen! Aber in dieser Hinsicht sehen meine Mutter unerbittlich.

„Du bist fortwie so ein kleiner Phantast und hast gerade genug Haupen im Kopf. Lieberdies dauert es zu lange. Es würde elf Uhr werden, ehe du in dein Bett kämst, und das ist zu spät für dich!“

Damit lehnte sie meine täglich erneuten hümmigen Bitten tagtäglich ab, und alles Schmeicheln und Schmolzen war vergebens.

Es waren annähernd vierzehn Tage vergangen, als Rosa eines Nachmittags mit zierlichem Knick an meine Mutter herantrat und ihr in einem Briefumschlag zwei Eintrittskarten zur letzten, allezeitigen großen Galavorstellung überreichte.

„Vater bedankt sich sehr, daß gnädige Frau uns so gut aufgenommen haben, und läßt schon bitten, uns mit Otto doch wenigstens am letzten Abend die Ehre zu geben“, sagte sie artig. „Es sind auch die besten Plätze.“

„Ja, ja, wohl, daß diese Freikarten meiner Mutter durchaus keine Freude machten. Diesmal konnte sie unsere vereinigten Bitten aber nicht widerlehen. So sagte sie dem zu, und abends gegen halb acht standen wir richtig auf dem Schloßmarkt vor dem kleinen Landstadt vor dem mit schreienden Plakaten überladenen Zelt Abdul-ben-Schahs.“